



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Bücher.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

klingenden Namen zu bereichern! Der seiner Person zu leistende Eid vollends hat einen geheimen Sturm heraufbeschworen, selbst in der Armee, und es wird ihm kaum Anderes übrig bleiben, als von dieser Maßregel wieder zurückzukommen, wie von den Wahlen nach Registern auch. Louis Napoleon scheint an seine Sieben Millionen Stimmen selbst zu glauben, und es geht ihm in dieser Beziehung nicht besser, als den anderen Regierungen. Diese haben Frankreich dadurch zu Grunde gerichtet, daß sie seine Ueberraschung, seine Servilität im Momente der Uebermannung für freiwillige Ergebenheit nahmen und vergaßen, daß jeder Tag in diesem vielbeweglichen Volke neue Veränderungen hervorrust. Die Leute, die ich in den ersten Tagen nach dem Gelingen des unbegreiflichen Ereignisses ganz betrübt und verzweifelt herumgehen sah, sind nun wieder außer sich, weil selbst die Reactionaire vom reinsten Wasser Falloh schreien. Diese Opposition, die sich langsam, aber mit unwiderstehlicher Zuversicht geltend machen muß, wird uns nur um so größeren Druck von oben bereiten, bis die Geschichte eines schönen Morgens plagen wird, wenn man es am wenigsten erwarten dürfte. Die Kaiserparodie werden wir aber aller Wahrscheinlichkeit nach doch noch zu verwinden haben, und Augustulus nach Augustus ist schon da gewesen, und wird noch ein Blatt in der Geschichte füllen. Die Legitimisten, die schon ihren Grundfäßen gemäß an diese Entwicklung glauben müssen, wünschen sie herbei, weil sie hoffen, dann um so sicherer an die Reihe zu kommen. Louis Napoleon erweist ihnen aber einen schlechten Dienst, indem er sie von den Verfolgungen der Dracomanisten ausnimmt. Das Märtyrertum dieser kann sich in einem gegebenen Momente leicht besser rentiren, als gut wäre.

N e u e B ü c h e r.

Drei Operndichtungen nebst einer Mittheilung an seine Freunde, von Richard Wagner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Bei der unermüdlchen Thätigkeit Wagner's sind wir sehr schnell in die Lage gesetzt, auf die Kritik seiner vor einigen Monaten erschienenen Schrift über Oper und Drama hier eine zweite folgen zu lassen. Er erklärt in der Vorrede, daß er nun zum letzten Male als Literat dem Publikum gegenüberrete; seine nächste Leistung werde das Kunstwerk der Zukunft sein, mit dessen Erscheinen er früher die Menschheit auf die Zeit vertröstet hatte, wo die Staaten abgeschafft sein würden. Bei der begeisterten Theilnahme, die er jetzt in Weimar gefunden, concentrirt sich ihm die Vorstellung der idealen Menschheit auf den Localbegriff Weimar. Dort wird in einem eigens dazu angelegten, vier Abende hindurch währenden Fest sein Kunstwerk der Zukunft aufgeführt werden, von dem er uns mittheilt, daß es den Mythos von Siegfried behandle, und daß es eine praktische Ausführung seiner neuerdings gewonnenen Theorie über die Alliteration, die Ineinanderbildung der orchestrischen Motive durch Ahnung und Erinnerung zc. sein werde. Da wir über die Theorie

unsre Ansicht bereits ausgesprochen haben, so müssen wir das Weitere dem Erscheinen des Kunstwerks überlassen. — In der Vorrede erklärt Wagner, daß er nur für seine Freunde schreibe, und von dem Kreis dieser Freunde schließt er alle Diejenigen aus, welche ihm nur eine bedingte Anerkennung zu Theil werden lassen, weil sie, anstatt lediglich dem Gefühl zu folgen, den Verstand zu Rathe ziehen. Der Kritik, die mit dem Verstand operirt, spricht er die Fähigkeit ab, überhaupt ein Kunstwerk zu verstehen. — Das ist eine sonderbare Vorstellung. Der Kritiker wird allerdings den Eindruck des Kunstwerks zuerst durch das Gefühl empfangen, aber seine weitere Aufgabe, dieses Gefühl dem Verstande klar zu machen, d. h. den einzelnen Eindruck in seiner allgemeinen nothwendigen Form zu begreifen, wird doch auch eine wesentliche sein, denn ohne diese vermittelnde Thätigkeit des Verstandes würden wir zuletzt in eine babylonische Sprachverwirrung gerathen, in der jeder Einzelne nur in sich selbst hineinredet. Der reflectirende Schriftsteller — und jeder Theoretiker muß reflectiren — sollte lieber für seine Feinde, als für seine Freunde schreiben, denn jenen gegenüber ist er auf der Hut, und nimmt seine Kräfte zusammen, um ihrer Bosheit keinen Spielraum zu geben; diese dagegen verwöhnen ihn, und verleiten ihn zur Nachlässigkeit und Willkür. Es ist kein Glück für den Künstler, wenn er zu unterwürfige Freunde findet. Wagner erzählt von der Zeit, wo er über die allgemeine Kälte des Publicums zu klagen hatte: „Ich zog mich in immer größere Einsamkeit zurück, und lebte in innigem Umgange fast nur noch mit einem Freunde, der in der vollen Sympathie für meine künstlerische Entwicklung so weit ging, den Trieb und die Neigung zur Entwicklung und Geltendmachung seiner eigenen künstlerischen Fähigkeiten fahren zu lassen.“ Das ist ein sehr bedenklicher Freund, namentlich für eine Natur, die schon ohnedies zur Selbstbespiegelung zu sehr geneigt ist. Nicht blos der Charakter bedarf in unsrer Zeit der Reibung und des Gegensatzes, um sich zu kräftigen. — Uebrigens ist jene ausschließliche Beziehung auf seine Freunde auch nicht streng zu nehmen. Eigentlich bezieht er sich fast auf jeder Seite auf seine Kritiker, und selbst der ganze Gang seiner Biographie ist durch die Vorwürfe der Kritik bedingt. Einmal sucht er nämlich die Meinung zu widerlegen, daß seine Schöpfungen aus der Reflexion hervorgegangen seien; er behauptet im Gegentheil, zuerst immer unmittelbar producirt und erst nachträglich darüber reflectirt zu haben. Diese Behauptung wird er auf das „Kunstwerk der Zukunft“ nicht ausdehnen wollen, denn der Vollendung desselben sind sieben Bände Reflexion vorhergegangen. — Ferner sucht er die Widersprüche zwischen seiner Theorie und seiner Praxis, die ihm die Kritik hat nachweisen wollen, dadurch aufzuheben, daß er seine verschiedenen Auffassungen in die successive Entwicklung seines Geistes zertheilt, und in diesem Gang seiner Entwicklung eine innere Nothwendigkeit findet. Für die Kritiker, die diese Successivität verkannt haben, hat er eine neue Kategorie erfunden. Früher hießen sie Staatsmenschen, jetzt monumental-historische Kritiker. Mit diesem wunderlichen Ausdruck will er sagen, daß sie die Kunstwerke nur im Sinn von Monumenten auffassen, welche durch die Härte ihres Stoffs Jahrtausende überdauern, und daher zeitlos erscheinen, während das Wesen der Kunst das zeitlich bedingte Leben sei. Aus demselben Grund streicht er die Malerei beiläufig aus dem Gebiet der Kunst, weil sie nur monumentale, nicht lebendige Werke hervorbringe. — Mit dieser Auffassung, verkehrt Wagner das Wesen der Sache. Wenn die Kritik den Fehler begeht, bei der Beurtheilung eines Kunstwerks die zeitlichen Bedingungen außer Rechnung zu lassen, so liegt dieser Fehler nicht in ihrem Princip, sondern lediglich in

einer subjectiven Nachlässigkeit. Das Princip ist von allen Kritikern anerkannt, und gerade Wagner sündigt dagegen, wenn er seine ideale Universalität dem zeitlich bedingten Menschengeschlechtern im Gedicht wie in der Kritik gegenüberstellt. — Wir lassen damit seine theoretischen Ansichten, die nach gerade in eine etwas starke Monotonie verfallen, bei Seite. — Die Berichte über sein eigenes künstlerisches Leben und Treiben, namentlich über seinen Aufenthalt in Paris 1838—1844, und über sein Verhältniß zur Schröder-Devrient sind zum Theil recht interessant, wenn sie auch einigermaßen durch das Bestreben, in alle Züge desselben eine ideale und symbolische Bedeutung hineinzulegen, verkümmert werden. Für das weitere Verständniß seiner Opern gewinnt man daraus nicht viel. Wenn er uns versichert, daß er schon in seiner ersten Oper, dem „Liebesversuch“ (einer Nachbildung des Shakspear'schen Maß für Maß), noch mehr aber in allen späteren, nicht dieses oder jenes Weib habe darstellen wollen, sondern das Weib überhaupt, das Weib der Zukunft, in dem der moderne Odysseus, der fliegende Holländer, das Bild seiner ersehnten Heimath, der Tannhäuser das Bild seiner idealisirten Leidenschaft, Lohengrin das Bild der unbedingten weiblichen Umgebung sieht, so hilft diese symbolische Verallgemeinerung dem endlichen Kunstwerk Nichts, wenn wir sie nicht bereits darin finden, sondern erst hineinlegen müssen. Es kann uns sehr gleichgiltig sein, ob alle diese Sagen christlich-germanischen Ursprungs sind, oder ob wir einen allgemeinen menschlichen Ausdruck darin zu suchen haben. Für das ästhetische Urtheil ist nur dasjenige in dem Kunstwerk vorhanden, was vollständig darin ausgedrückt ist. Der Dichter kann bei seinem Werke die vortrefflichsten Gedanken haben, sie sind aber unfruchtbar, wenn sie nicht in Realität übergehen. — Sehen wir von diesen idealisirenden Vorstellungen ab, und betrachten jene Operntexte für sich. Als solche sind sie alle drei (der fliegende Holländer, der Tannhäuser und der Lohengrin) sehr geschickt gemacht, und übertreffen die meisten anderen Operntexte bei weitem; namentlich der Tannhäuser ist ganz vortrefflich, und Wagner, der sich über den Effect so geringschätzig ausspricht, hat gezeigt, daß er sehr gut den Effect zu berechnen versteht. Das Bacchantenballet im Venusberg, dann als Gegensatz die friedliche Hirtenschalmei, dann wieder im Contrast auf der einen Seite das Pilgerlied, auf der andern der Jagdchor u. s. w., das Alles ist sehr verständig auf den Effect berechnet, ohne die Klarheit der Handlung zu stören. Die beiden anderen Opern sind zwar viel schwächer; die erste, eigentlich nur eine ausgeführte Ballade, leidet an einer gewissen Monotonie, die letzte zerstreut uns durch phantastisches Beiwerk und durch eine geisterhaft spiritualistische Moral, die zu dem historischen Hintergrund nicht paßt: aber auch in ihnen sind einzelne ganz vorzüglich ausgearbeitete Scenen, z. B. im fliegenden Holländer der Wettgefang zwischen dem Geisterschiff und den norwegischen Matrosen. — Aber es gehört eine seltsame Verblendung dazu, diese Operntexte und die ganze Gattung, zu der sie gehören, in das Gebiet des Drama's rechnen zu wollen. Schon die äußerliche Form macht einen Unterschied. Wenn man diese Jamben liest, begreift man allerdings den Glauben Wagner's an die Unfähigkeit der modernen Sprachen, einen Vers zu produciren. Von wirklich ausgeführten Gedanken ist keine Rede, es sind nur ganz allgemein gehaltene lyrische Empfindungen, die häufig genug in den conventiellen Klingklang von Liebe und Triebe, Herzen und Schmerzen auslaufen. Eine Charakteristik der einzelnen Figuren oder eine durchsichtige Motivirung der Situationen ist nicht einmal versucht. — Das alles sind keine Vorwürfe gegen einen Operntext, denn dieser soll Nichts weiter sein, als die Schablone, in die der Farbenreichtum der Musik das eigentliche Leben bringt; es soll nur die unbedingte Geschiedenheit der Gattungen ausdrücken. Wenn Wagner durch dieses Genre das Drama zu ersetzen glaubt, so zeigt er eben damit, daß er keinen Begriff vom Drama hat, eben so wie seine Jeremiade über die vollständige Verwahrlosung des gegenwärtigen Menschengeschlechts die Abwesenheit alles geschichtlichen Sinns bezeugt. Seine Bestrebungen können fruchtbar werden, wenn er sie auf das ihm zugewiesene Maß beschränkt; sie sind aber

für ihn erfolglos, und für die Kunst schädlich, wenn er sich von seinen liebedienerischen Freunden verleiten läßt, über dieses Maß hinauszugehen, und durch eine falsche Verallgemeinerung das Wesen der Kunst, das nur die endliche Schönheit umfassen kann, zu verkümmern.

Menichen in Tharau, Drama in zwei Aufzügen. Schwetschke, Halle 1852. — Ein kleines, harmloses Dichterdrama, welches Styl und Form eines Gelegenheitsstückes hat. Simon Dach und andere Mitglieder der Gesellschaft zu Kürbis- hütte treten auf; Dach liebt und leidet, der große Kurfürst kommt dazu, dieser schätzt natürlich den Dichter Simon Dach und deutsche Dichtkunst, er spricht das nöthige gute Wort bei dem alten Hans v. Tharau, der zwar ein politisch Mißvergnügter, aber ein biederer Mann ist, und Menichen von Tharau wird zuletzt ohne große Kämpfe mit dem Dichter Dach verlobt. Es versteht sich, daß das betreffende schöne Lied von Simon Dach, und das andere bekannte „Die Sonne läuft mit Prangen“, anmuthige Ruhepunkte bilden, auch Opizens berühmtes Lied, in welchem er sein Grauen vor Plato und seine Freude an Fischern, welche Neze stellen, und am Weine so liebenswürdig ausspricht, durfte nicht fehlen. Für die Bühne ist das Stück nicht brauchbar, weil die sehr einfache Handlung die Theilung in zwei Aufzüge nicht verträgt; durch Streichen und Zusammenziehen kann es aber zu einem unterhaltenden Genrebild bei einer Privat- aufführung in gebildeten Kreisen werden.

Die Sagen des Spessarts, von Adalbert von Herrlein. Krebs, Aschaffenburg 1851. — Eine reiche Sammlung der Localsagen aus einer sagenreichen Gegend. Vieles ist aus Chroniken genommen, Mehreres aus dem Volksmunde sehr sorgfältig gesammelt und verständlich erzählt. Was wir erwünschten, sind die Motto's in Versen, welche vor den einzelnen Sagen stehen; wie Gartenblumen, die mit Feld- blüthen zusammengebunden sind, stören sie die Wirkung der Gabe, welche sie empfehlen sollen. Die Sammlung ist sowohl für den Reisenden, als für den deutschen Forscher gut zu gebrauchen, und das sollte die Aufgabe aller ähnlichen Unternehmungen sein. Die Brüder Grimm haben in den Hausmärchen gezeigt, wie man es machen muß, um die sehr verschiedenartigen Ansprüche solcher, welche Unterhaltung suchen, und derer, welche an dem Sagenstoff ein wissenschaftliches Interesse nehmen, zu vereinigen.

Neuigkeiten der französischen und englischen Literatur. —

Die Form der Dorfgeschichte breitet sich in der französischen Literatur nach allen Sei- ten hin aus. Auch Jules Janin hat sich in dieser Modewaare versucht. In seinem neuen Roman: *Les gaités champêtres* hat er die sogenannte Natur in derselben schwül- stigen und angeblich geistreichen Weise behandelt, die seine früheren Schilderungen aus der Gesellschaft charakterisirt. Die Natur nimmt bei ihm immer die Gestalt einer par- fumirten Grisette an. — Mehr in das Gebiet der höhern Romantik fällt die Sammlung von Emile Souvestre: *Les derniers paysans*; diese letzten Bauern erscheinen unge- fähr wie Cooper's letzte Mohikaner als die ehrwürdigen Trümmer einer untergehenden Welt. In früherer Zeit hat sich Emile Souvestre mit Erfolg als Vorfechter der bür- gerlichen Vorstellungen gegen die romantischen Ueberschwänglichkeiten geberdet; zur Ab- wechselung nimmt er sich wieder einmal der Romantik an. — Henri Murger, der in seinen beiden früheren Schriften: *Bohème*, und *Scènes de la vie de jeunesse*, mit großem Talent das liederliche Treiben der Pariser *Noués*, namentlich der Literaten, ge- schildert hat, ist in seinem neuesten Roman: *Le pays latin*, zu den Studenten und Grisetten übergegangen und hat sich daraus eine ganz niedliche Geschichte erdacht. Die- ser Dichter, dessen gracieuse Liederlichkeit an Alfred de Musset erinnert, hat bereits einen Schüler gefunden, Gabriel Richard, dessen Roman: *Voyage autour de ma maitresse*,

die Zahl der idealen Grisetten um eine vermehrt. Diese junge Literatur ist zwar nicht übertrieben anständig und moralisch, aber in ihrem Uebermuth doch natürlicher und dem Geist ihres Volkes angemessener, als die affectirte Welterschmerzschule, die Chateaubriand's René und Lamartine's Meditationen ausbeutete. — Ein Dichter, dessen Vergangenheit die Verirrung auf den angenehmen Pfad des Lasters nicht hätte vermuthen lassen, Barbey d'Aurevilly, ursprünglich Schüler und Apostel des ultra-katholischen Grafen de Maistre, den wir vor einiger Zeit charakterisirt haben, ist in seinem Roman: Une vieille maîtresse, in jene Richtung gerathen, die um so dreister mit dem Laster spielt, da sie darüber den finstern Vampyrblick nicht aufgibt, mit dem die Schule Byron's sich in den wüsten Rausch des Lebens stürzt. Mehr nach der G. Sand — die beiläufig sich nächstens in Brüssel mit unsren alten Freunden Victor Hugo, Eugen Sue, Felix Pyat, Edgar Quinet u. s. w. zusammenfinden wird — schmeckt ein Roman der Gräfin d'Orsay: L'ombre du bonheur; aber nur in materieller Beziehung; von der edlen Form der Dichterin der Consuelo ist bei ihr keine Spur. — In die deutsch-mystische Schule gehört ein Legendendrama: l'Imagier d'Harlem von Gerard de Nerval (dem Uebersetzer des Faust) und Méry: Satan wird in demselben als geheimer Feind des Erfinders der Buchdruckerei dargestellt, aber auch zugleich als ehrlicher dummer Teufel, der alle Welt dupirt. — Ein an die Tieck'sche Manier, ein Theater in das andere einzuschachteln, erinnerndes Stück: Les marionnettes du docteur, von Jules Barbier und Michel Carré, zeichnet sich theils durch die jetzt Mode gewordene Unpreisung der leidenschaftslosen Tugend, theils durch die Mischung von Versen und Prosa nach der Weise Shakspeare's aus: eine Neuerung, die schwerlich Glück machen wird. — Granier de Cassagnac, der bekannte Apologet des Napoleonischen Staatsstreichs, hat seine Geschichte des Directoriums, die vorher im Feuilleton des Constitutionnel erschien, als eigenes Buch herausgegeben. Es ist eigentlich eine Sammlung pikanter Anekdoten, in denen mit sehr grellen Farben die Abscheulichkeiten des republikanischen Wesens dargestellt werden sollen.

In der englischen Literatur wird jetzt mit besonderer Vorliebe eine eigene Gattung ausgebeutet, nämlich die Untersuchungen über die Gründe des Pauperismus. Wir werden diese Bestrebungen einmal im Zusammenhang darstellen; hier führen wir nur die neuesten Schriften in diesem Genre an. Die eine ist von Henry Mayhew, der sich früher vorzugsweise als Herausgeber des komischen Almanachs ausgezeichnet hat, und heißt: London Labour and the London Poor: a Cyclopaedia of the Condition and Earnings of those that will work, those that cannot work, and those that will not work. Sie beschäftigt sich nicht, wie die französischen Schriften desselben Genre, mit allgemeinen Theorien, sondern mit sehr plastischen Darstellungen des wirklichen Lebens, die zuweilen auch die humoristische Form nicht verschmähen. — Ein zweites Buch ist von Charles Kingsley, dem Verfasser von Alton Locke, und heißt: The Application of Associative Principles and Methods to Agriculture. Der Grund der Noth wird in der Centralisation des industriellen Lebens in den großen Städten gesucht. — Von neuen Romanen hat den größten Beifall gefunden: Florence Sackville, von Mrs. Burbury, ein Erstlingswerk von großem Talent, in welchem die weibliche Aufopferungsfähigkeit im Gegensatz gegen den allgemeinen Egoismus gestellt wird. — Zwei andere Romane: Ravenscliffe und The Fair Carew, sind gleichfalls von Damen, und ungefähr in der Manier der Currer Bell.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.